

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 2 (1909)
Heft: 9

Artikel: Paul
Autor: Clemenceau, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von den beiden anderen wohl der Verräter sei, der alles, was sie untereinander getan und gesprochen haben, oben- drein noch aufgebauht, weiter tragen werde.

Was ist ihre Gedankenwelt? Der religiöse Glaube ist, wie bei allen Halbgebildeten, nur in engen Rahmen ent- wickelt. Er hängt am Formelwerk, und es fehlt ihm jede Verinnerlichung. Das Weib ist dem spanischen Priester eine Feindin, die er fürchtet, oder höchstens das Zutrummen seiner Gelüste und das Mittel, zu Einkünften und Geld zu kom- men. Das Familienleben erscheint ihm eine halbwegs im- moralischen Einrichtung, das Staatswesen ein fegeisches Mabel, das nur gegen Gott und die Kirche geschaffen ist. Die Politiker werden allenfalls noch als Machthaber ein- geschätzt, soweit sie ihren Einfluß zugunsten der Geistlichen verwenden können. Die ganze Welt ist etwas Nebelhafes und Chaotisches und im Grunde Verderbtes. Die Kirche ist die Herrschaft, oder besser gesagt, der Papst allein ist es, die Jesuiten und die Bischöfe sind es. Der Fromme ist nichts und hat keinen anderen Zweck als Geld zu beschaffen. Die sozialpolitischen Anschauungen des spanischen Mlerus laß- sich in die Worte zusammenfassen: „Dem Volk etwas Brot und viel Krügel. Glücklich und Unglückliche und unver- meidbare Uebel gibt es und muß es geben.“ Mit der Zeit sieht sich der intelligente Priester bald enttäuscht. Er liebt, beobachtet und lernt, — auf Kosten seines Glaubens. In seinen Ideen vollzieht sich ein Wandel, aber er dient nur ihm allein. Er muß sich hüten, sein Inneres aufzudecken, denn im Priesteramt wird er keinen Freund finden, der ihn verstehen will.

Der spanische Mlerus läßt sich einteilen in Männer des Glaubens, deren Zahl gering ist, die zumeist nicht stark im Geiste sind oder noch nie in ihrem Beruf. Ferner in Män- nern eines Zwitterglaubens, die zwar nicht gläubig sind, aber auch nicht vom Glauben lassen wollen. Der Abfall der M- trünnigen rüst in ihnen Entsetzen wach, und doch sind auch sie Abtrünnige, die sich nur noch an eine dogmatische Hal- tung, die sie sich selbst gebildet haben. Man kann sie vor den Altar treten lassen, während sie noch den Luft der letzten weiblichen Verführung an sich tragen. Noch in der Sakristei verleumden sie den Nächsten oder schmiden Machepläne. Aber um nichts in der Welt würden sie vor der Messe einen Schluck Wasser nehmen. — Zuletzt die Männer ohne Glauben. Das ist die Mehrzahl des hohen Mlerus, von dem die einen Arbeiteten, die anderen bloße Skeptiker, die übrigen im besten Falle christliche Deisten sind. Diese frühzeitig getrotzt vor der Messe und lassen ihren Beruf überhaupt lediglich als Erwerbsmittel auf.

Im geistlichen Stande ist das gemeinsame Leben und unerlaubter Umgang mit einer Frauensperson keine Sel- tenheit. Ja, es wird der als feuch und tugendhaft geprie- sen, der mit einem Weibe alleine lebt und ihr die Treue hält und für die etwa aus dem Bunde hervorgehenden Kinder wenigstens als ihr angelegte Väter und Mütter sorgt. Solch moralischer Wandel ist nicht allgemein. Das Ge- wöhnliche ist das Verhältnis zur Venus der Straße, die Liebchaft mit dem schönen Weibkinder, die Eroberung der Ehefrau, der liebenswürdigen Witwen und Waisen. Die Priesteramoral spiegelt sich in dem Sakristeier: „Morgen- gens Priester, mittags Feinschmecker und nachts Ehegatte.“

Kindsmord und Mordtötung sind an der Tagesordnung. Auch selbst es sonst nicht an widernatürlichen Vorworfungen. Vor sieben Jahren wurde in der Diözese Jaen ein Geistlicher zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil er im Eindernehmen mit seiner Mutter, mit der er geistliche Beziehungen unterhielt, seinen eigenen Vater ermordet hatte. Seitdem die Jesuiten und die Frailes an der Ver- schaffung sind, hat auch der gleichgeschlechtliche Verkehr im Mlerus erksichtlich an Verbreitung zugenommen und tritt fast mit derselben Offenheit zutage wie bei der Geistlichkeit

Roms. Die Kirche drückt dem gegenüber ein Auge zu und zeigt sich viel lautmüthiger gegen diese Verirrung, als wenn es sich einmal um eine nicht zu vermeintliche, allem skan- dalöse Liebesaffäre zwischen einem Priester und einem Weib handelte.

Die Simonie ist das Mittel, um zu einer besseren Stel- lung zu gelangen. Von der Bischofsstühle und dem Kar- dinalshut bis zu den niedrigsten Ventern ist alles zu kaufen. Gängt die Verleihung einer Fründe im einzelnen Falle von irgend einem Wettbewerb ab, so ist sie auf dem Wege der Beeinflussung durch Geld meist vor dem Gamen schon in festen Händen. Hat der reichliche Obere die Stellung zu vergeben, so nimmt er dafür, was er kriegen kann, Geld, Dienste und Geschenke oder er nimmt auf Empfehlung von seinen solcher Leute Nichtsicht, denen er auf gleiche Weise zu Dank verpflichtet worden Es ist so allgemeiner Brauch. Die Schlafzimmer der intimen Fremdbinden der Minister und politischen Persönlichkeiten, die Vorzimmer der hohen Staatsbeamten, die Salons der Damen des Palastes, die Verkehrsäume der Nonnenklöster, und die Munitiatur, — vor allem die Munitiatur, denn der Munitus beschafft sich eine städtische Nebenwohnung, indem er den Kandidaten für die Mitra und die hohen Kirchenposten seine Empfeh- lung in Mitra verkauft, — alle diese Stellen, sage ich, sind für die Zusammenziehung des geistlichen Personals von gr- ößerer Bedeutung als die Amtsstuben der bischöflichen Pa- läste und des Kultusministeriums. Man weiß auch ungefähr den Tarif. Eine Erzbischofsstühle kostet 100,000 Peletas, eine Bischofsstühle 50,000—60,000 Peletas, ein Domherrn- amt 10,000—25,000 Peletas. Für einen Kardinalshut sind außerdem noch an den span. 9,000 St. auszugeben.

Leo XIII. bedachte eines Tages den Bischof von Urgel, Casañas, späteren Erzbischof von Barcelona, mit dem Kar- dinalshut. Dem spanischen Staatschef belastet solch ein Geschenk nebenbei für die Lebenszeit des hochwürdigen Herrn mit 5000 Peletas extra. Als der neue Kardinal das Zeichen der Würde empfing, erhielt er auch gleichzeitig eine Rechnung von der römischen Kurie über den Betrag von 60,000 Franken. In seinen Leben hatte er soviel nicht bei- sammen gelehrt. Er wandte sich an seinen Freund, den Bi- schof von Vich, Morgades, der ein reicher Mann war, und der sagte ihm:

- „Rieber Freund, mit der Habgier in Rom ist nicht zu spaßen die 60,000 Franken müssen ohne Aufschub und Ent- schuldigung hingedacht werden.“
- „Aber wenn ich sie doch nicht habe?“
- „Der Papst nimmt an, daß Sie sie aus dem Zell Ihrer Schafe sicher werden.“
- „Unmöglich, ich habe bis jetzt mit vieler Müß und Not 9000 Franken eripart.“
- „Gut, so werde ich Ihnen den Rest leihen, und sprechen wir nicht mehr davon.“

Wie kann in einer Gesellschaft Moral und Nächstenliebe herrschen, wo die leitenden Stellen so, selbst mit der höchsten Geistlichkeit, umgeben! Während der dreißig Jahre Priesterlaufbahn, die auf nur lassen, habe ich wohl mehr als gekanntes Geistliche kennen gelernt. Nur von vieren kann ich sagen, daß sie wirklich feuch, nüchtern, rechtschaffen und den Geboten der Kirche gehoramt gelehrt haben. Drei von ihnen waren die einfältigsten Menschen, und nur der vierte einigermaßen gebildet. Arme Nichtswisser! Der Brief eines Mlericus macht für gewöhnlich nach Eil und Ortho- graphie den Eindruck, als sei er von einer Schenermagd geschrieben. Die Frailes und die Jesuiten wissen nicht viel mehr. Eher oft noch weniger. Der einzige Unterriede be- steht in der größeren Heuchelei, mit der jeder religiöse Or- den die wissenschaftlichen Leistungen seiner Mitglieder mit überlauten Trompetenstößen in die Welt poant.

Es kann nicht der Zweck eines kurzen Artikels sein, eine erschöpfende Unterjudung des obersten Moralprinzips zu bieten und auf die einzelnen Theorien näher einzugehen. Nur ganz kurz sei die christliche und die vulgäre Auffassung des ethischen Kardinaljages berührt. Die christliche Reli- gion verlangt: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“ Die christliche Gottheit bezieht dem Menschen die Nächstenliebe in demselben Grade, in welchem der Mensch sich selbst liebt. Gelege erstrecken sich nun im Allgemeinen auf den Umfang der menschlichen Handlungen, auf sein Tun und Lassen, nicht aber auf seine Gedanken und Gefühle. Man kann auch in der Tat keine Gefühle vordrängen. Aber auch schon das Gebieten selbst ist bedenklich. Ist es der menschlichen Art entsprechend, daß der Einzelne jeden andern liebt wie sich selbst, dann wird auch das ganze Menschenleben sich demgemäß gestalten, die Sittlichkeit wird von selbst auf dieser Grundlage ruhen und wenn ein Mensch seinen Nächsten überhaupt nicht oder nicht in dem ange- gebenen Grade liebt, so wird das eine Ausnahme sein. Eines göttlichen Geleges bedürfte es aber in diesem Falle nicht. Dasselbe wäre überflüssig. Nun besteht unter den Menschen in Wirklichkeit eine sehr geringe gegenseitige Zuneigung, wie die Krüge bekunden und das ganze soziale Leben zeigt. Es fragt sich also, ob es überhaupt dem Wesen des Menschen entspricht, daß jeder Einzelne seinen Nächsten wie sich selbst lieben kann, ob das oberste christliche Sittengebot nicht eine Unmöglichkeit fordert. Lieben ist ein recht unbestimmter Begriff und ungefähr gleichbedeutend mit Begehren oder individueller Zuneigung. Von Selbstlosigkeit steckt in der Liebe nicht viel, es sei denn, daß man eine Art von Ver- nunftliebe annimmt, welche aber keine Bedeutung hat, weil sie eben eine bloße Annahme ist. Noch bedenklicher aber ist die Grabbestimmung, die Nächstenliebe soll so groß sein wie die Eigenliebe. In Wirklichkeit ist aber die Liebe zum Näch- sten um so geringer, je größer die Eigenliebe ist, und keine Macht der Welt wird einen habüdtigen, geldgierigen Men- schen in's Gegenteil umkehren. Die „Eigenliebe“ ist aber oft so bedenklicher Art, daß sie direkt schädlich wirkt. Die Selbstliebe kann sich in einer Neigung zum Laster äußern und selbst das Leben des Einzelnen gefährden. Die um seinen Nächsten in so bedenklicher Weise lieben wie sich selbst? Das wohl kaum. Der christliche Satz von der Nächstenliebe gilt also nur mit einer bedeutenden Einschränkung und hat tatsächlich keine praktische Bedeutung. Auch der Umstand, daß ein Gott das Gebot erläßt, ein Gott, welcher die Befolgung des Gebotes belohnt, die Verletzung des- selben bestraft, hat keine Wirkung geübt. Denn der göt- tliche Lohn wie die göttliche Strafe legen zu ihrer Voll- endung ein Jenseits voraus und es ist nicht Jedermanns Sache, sich viel mit diesem Jenseits abzugeben. Das Jen- seits und seine ethische Bedeutung für die Menschheit bietet von der betreffenden Gottheit in einwandfreier Weise glaub- haft gemacht werden sollen, während es in Wirklichkeit nicht einmal in das Reich der Möglichkeiten zu ziehen ist. Aber abgesehen von dieser christlichen Norm ist auch die vulgäre Auffassung des ethischen Grundgesetzes wenig geeignet, das sittliche Bewußtsein zu heben, den Menschen zu veredeln. „Tue jedem anderen, was Du willst, daß er Dir tun soll“ lautet die gefäufigste Formel. Nun gibt es sehr bedürfnis- lose Menschen, welche von ihrem Mitmenschen nicht viel mehr wollen, als daß er sie in Ruhe läßt. Solche Menschen würden nach obiger Regel kaum große Verpflichtungen haben, während sehr anspruchsvolle Naturen ein Maß von Verpflichtungen begehren, welchen sie kaum jemals würden entsprechen können. Auch wird das, was man von andern erwünscht, nicht ausnahmslos gut und sittlich sein. Die

Paul.

Von Georges Clemenceau. *)

Es war ein Vagabund, ein Missetäter, von fünf oder sechs Jahren, der da auf einem Kirchhofhaufen schlief und des Verbrechens verdächtigt und überführt war, an unbe- kanntem Ort von unbekanntem Eltern geboren zu sein.

Es gibt Kinder, die in Privatwästen in den Ghamps d'Ulyes zur Welt kommen. Sie haben da nur in Frieden zu leben. Der brave Schutzmann hält, seine Kunde machend, Tag und Nacht gute Wacht über sie.

Andere erblicken das Licht der Welt in bürgerlichen Säulern, in Läden, auf Nachtgütern. Gegen sie ist nichts zu sagen.

Viele aber drängen sich ins Dasein in Dachkammern, in wackeligen Schuppen, in verdächtigen Verhöhlen, in Zirkuswagen oder am Rande eines Grabens. Diese müssen im Auge behalten werden, da sie durchaus fähig sind, selbst, bevor sie das Alter der Vernunft erreicht haben, die Krübe der anderen zu füllen. Man sieht sie vermahrt umher- streifen, unter die Räder geraten, in der Tiefe des Wassers ihre letzte Zuflucht nehmen, immer auf der Suche nach dem, woran sie Mangel leiden und zu essen verlangen, sobald sie Hunger haben, was eine vom Gesetz unterlagte Bettelhaftigkeit ist. Geraten sie in Lebensgefahr, so erhebt man den Anspruch, sie zu retten. Doch wenn sie leben wollen? . . . Nicht weiter! Wie verwickelt ist doch das Gesetz!

Unfähig, sich darin zurechtzufinden, und dunkel begreifend, daß eine höhere Gewalt gegen ihn sei, hatte unser zu- künftiger Landstreicher beschloffen, sich auf einen Misthaufen schlafen zu legen. Um ihn herum schmolz der Schnee, durch- näßte seine zerfesten Lumpen, entzog dem elenden, erstarr- ten Körper die geringe Spur von Wärme und bereitete all- gemach diesen kümmerlichen Ueberrest schmerzlichen Lebens auf den großen Frieden der völligen Empfindungslosigkeit vor. Die Augen halb geschlossen, das Gesicht verchwollen, die Lippen blaurot, die kleinen Hände blutig, kehrte sich das dem Leben kaum erschlossene Wesen wieder vom Leben ab. Eine himme Tragödie, an der die Fußgänger gleichgültig vorüberhasteten.

Indes, die Polizei wachte. Die öffentliche Ordnung fordert, daß die, welche frieren, nach Frostluft vom Hü- tten erlöscht werden, daß die, welche nichts zu essen haben sich ohne Lärm in Hungerkrämpfen winden und daß die- jenigen, welche willens sind, aus solchem Anlaß zu sterben, den Glücklichen dieser Welt nicht durch ihre letzten Zuden- gen lästig fallen.

Das Gefängnis oder das Krankenhaus, der Demon- striertisch des Soriales und das Leichenhaus bieten in Dringlichkeitsfällen ihre göttlichen Räume. Die Strafe weilt das obdunkelte Geschöpf zurück. Es ist verboten, da seinen Lebensunterhalt zu erbetteln, verboten, da zu sterben.

Der nichtsnutzige Galgenstrich fand wie uns zum Hohn, einen Ausweg zwischen Leben und Sterben: er schlief. Habe ich nicht gesagt, daß die Polizei wachte?

Schon zweimal war die Wache an der dunklen Mauer vorübergekommen, ohne den Verbrecher auf frischer Tat des Schlafens zu ertappen. Wiederum erhielt der gleichmäßige Tritt, die beiden Schuhschritte kommen näher heran, ihre Augen späher scharf umher; da stimmt plötzlich aus dem dunklen Winkel ein abgültiger, form- und farbloser Budel hervor, bellt, heult wie in höchster Not und zerrt die beiden Polizisten bis zu dem Saufen Kumpen, unter dem das kleine, lebende Wesen dem Vorbringen des Todes seinen letzten Widerstand leistet.

Der Budel ist der Freund des Vagabunden. An das Kind geschmiegt, hatte der Hund ihm von seiner Wärme abgegeben, ihm das dürftige, erfrorrene Gesicht geleckt und schließlich die tödliche, immer höher steigende Kälte gespürt, die nahe daran war, das Leben zu überwinden. Dies war der Anlaß seines Winkels und seiner Freude, als er Hilfe nahen sah. Schon hatten sich die beiden Männer des Kleinen bemächtigt, schüttelten ihn, rieben ihn, erweckten ihn mit gutgemeinten Schlägen und am Ende stellten sie ihn, zwar noch schwanfend, wieder auf seine Beine.

„Was machst Du da, kleines Unglücksbunm?“ Keine Antwort.

„Aber so antworte doch. Wie heißt Du?“ Durch die laute, braunige Stimme und den begleiten- den Stoß erschreckt, bricht der kleine Seruntreiber in Trä- nen aus. Der Budel springt an ihm empur, reißt ihm das Gesicht mit seiner Schnauze, und das Kind ist getröftet. Das Verhör wird wieder aufgenommen.

„Wo ist Dein Vater?“ „Weiß nicht.“ „Wo ist Deine Mutter?“ „Fort.“ „Wohin ist sie gegangen?“ „Weiß nicht.“ „Wie heißt Du?“ „Paul.“ „Paul . . . und weiter . . .?“ „Paul.“

Unmöglich etwas anderes herauszubekommen. „Paul, Du frierst, komm mit uns, um Dich zu wärmen.“ Paul will gern. Er faßt die ihm entgegengetrocknete Hand und ruft ernsthaft seinen Freund, den Widel: „Paul.“ „Nanu,“ meint der Mann, „wer von euch beiden heißt Paul? Du oder Dein Hund? Wie heißt Du?“ „Paul.“ „Und Dein Hund?“ „Paul.“

Ein merkwürdiger Fall, ein einziger Name für zwei Ge- schöpfe. Eine Freundschaft inniger zu verwickeln, wäre nicht möglich. Kind und Hund gemeinsam sind: Paul; ge- trennt sind sie nur die Säfte eines Namens. Die berühm- testen Freundschaften des Mtertums bieten uns kein Bei-

spiel einer so vollkommenen Vereinigung. Ein kleiner Bett- ler und ein Hund mußten, den Dioskuren gleich, eine den Göttern selbst unbekanntes Vollkommenheit erreichen.

Uebrigens ist der Hund, der jetzt um den zweiten Paul herumpringt, ein sonderbares Geschöpf. Naß, rändig, rot- gelb, schmutzig und stinkend, heftet er große, braune, von grenzenloser Färdigkeit überlebende Augen auf seine menschliche Säfte, und dieser andere kleine Schmutzflak legt in ein schönes Lächeln die Liebe, die ihn für seinen Freund erfüllt. Verdienstvoller alle Seelen sich jemals inniger?

Mit den Sunden verhält es sich wie mit den Kindern; sie haben ihr Schicksal. Die einen kommen in japanischen, seibengepolsterten Körbchen zur Welt, um mit Vändern ge- schmückt, zierlich herausgeputzt und mit Biskuits gefüttert zu werden. Andere, Jagd-, Hof- oder Haushund nehmen ihren Anteil an unseren Beschäftigungen, unseren Mühen und unseren Vergnügungen. Außerdem gibt es welche die, einer Zufallsbegegnung ihr Dasein verbanke, auf der Straße zur Welt kommen und stiellos herumstreifen, bis sie in die Schlinge des Hundefängers geraten.

Männer, Frauen, Kinder oder Hunde, alles, was vaga- bundiert, muß gefänglich eingezogen werden. Man muß Eigentümer oder Mieter sein, so will es das Gesetz. Aus Ermattung läßt der Mensch sich festnehmen. Der Hund, der flüger ist, hat sein Vergnügen daran, die Fallstricke zu wü- tern. Nur weil unser Budel Hilfe für seinen Freund braucht, läßt er die Polizei an sich heran kommen.

Wie diese zwei Wesen sich begegnet, sich kennen und lie- ben gelernt, wird man nie erfahren. Leidensgefährten ziehen sich an, helfen einander, erleichtern sich gegenseitig ihr Los; das Geschick der beiden war ohne Zweifel das gleiche.

Ob gemeinsam oder getrennt, ihr Leben trug den Stemp- el derselben Leiden bis zu dem Tage, an dem sie ihrer beider Glend zu dem Glück ihrer Freundschaft vereinigten. Nur eines steht unerrückbar fest, sie lieben sich und wollen sich nicht trennen. In dem Bewußtsein, den kleinen Mann gerettet zu haben, springt jetzt der Hund mit freudig- gem Gebell umher. Da er die beiden Mlänen färdlich gegen seinen Bruder sieht, liebt der Budel sie und faßt ein schönes Zutrauen zu der bis her verabschieden Uniform. Sittet auch vor bereitigen Urteilen, brave Geschöpfe, die von Men- schen- und Hunderechten frei Gebrauch zu machen dachtet, indem ihr zwei auch zu nur einem verbandet.

Nun zur Wache. Der Mann erscheint behaglich, insofale eines Fens, der eine moßtuende Wärme ausstrahlt. Kind und Hund fallen Zutrauen. Nachdem der Polizeiwacht- meister den Bericht seiner Leute entgegengenommen hat, muß er den zweideutigen Seruntreiber anfragen, da die Mytherien artikulierter Laute dem Verhör unbenannt sind. Die gleichen Frage wie zuvor, die gleichen Antworten. Nicht mehr und nicht weniger. Sie beide zusammen sind ein Paul, das ist alles. Der Wachmeister kratzt sich hinter dem Ohr, dieser Fall ist von der Polizeiordnung nicht vor- gesehen. Es gibt nur den Ausweg, das Kind zu behalten und den Hund forzujagen. Hinans mit dem schlafenden

*) Uebersetzt von Olga Sigan.